

Digitale Transformationen

Digitalität vernährt Wirtschaft und Gesellschaft

Digitalität verändert nicht nur das gesellschaftliche, wirtschaftliche und persönliche Leben, sie ist auch Ausdruck eines neuen, höchst widerspruchsvollen Verhältnisses von Wirtschaft und Gesellschaft. Einerseits zeigen sich neue Freiheits- und Lustgewinne, andererseits aber auch Unterwerfung und Abhängigkeiten. Was fehlt, ist eine desto kritischere Ökonomik.

Von Lars Hochmann

1 Das Verhältnis von Wirtschaft und Gesellschaft ist in Bewegung

Die zunehmende Verbreitung digitaler Technologien beinhaltet nicht nur technische und technologische Aspekte ihrer Nutzung oder Bereitstellung. Sie verweist zugleich auf einen fundamentalen gesellschaftlichen Wandel, der längst stattfindet (Stalder 2016). Die kulturellen Weisen der Kommunikation, der Mobilität, des Wohnens, des Zusammenlebens allgemein, aber auch der Bildung, des Arbeitens sowie der Versorgung mit und des Konsums von Gütern und Dienstleistungen werden durch digitale Technologien von Grund auf durchdrungen und transformiert. Wenn „smart messenger“ Raum und Zeit in den Hintergrund rücken, „smart homes“ die Haushaltsgeräte verknüpfen, „smart grids“ die Nutzung und Versorgung mit Energie regulieren, „smart contracts“ neue Tausch- und Teilökonomien versprechen oder mutmaßlich nicht minder „smarte“ Algorithmen entlang der Wertschöpfungskette von der Wiege bis zur Bahre Entscheidungen treffen oder für „smarte“ Maschinen nahelegen, dann sind damit nicht nur neuartige technische Artefakte benannt, die eingesetzt werden können oder nicht (überblicksartig Neugebauer 2018). Es sind auch kulturelle Entwicklungen angezeigt, die weder Selbstläufer noch Zwangsläufigkeit, sondern sowohl Produkt wie Produktion von gesellschaftlichen Verhältnissen sind. Diese haben einerseits spezifische Unternehmensstrategien hervorgebracht und werden andererseits durch sie gestaltet. Jenes Machen und Gemacht-Sein verweist auf einen rekursiven Zusammenhang von Wirtschaft und Gesellschaft, die sich wechselseitig bedingen und ermöglichen, aber auch bewahren und beschränken. Sowohl Wirtschafts- wie auch Gesellschaftstheorien sind in der Konsequenz heute mehr denn je in einem ersten Schritt (auch) unternehmenstheoretisch näher zu bestimmen. Denn in digi-

talisierten (oder sich digitalisierenden) Gesellschaften ist der strategische Einfluss von Unternehmen auf Gesellschaft von einer bislang noch nicht dagewesenen Art und Weise.

Angesichts dieses neuen Ausmaßes ist der Eingriff in die Selbstbestimmung zahlreicher Menschen potenziell ebenso problematisch bis bedrohlich wie eine zunehmend technisch vermittelte, aber auch selbst technischer werdende Natur. Den Möglichkeiten tatsächlich „smarten“ Einsatzes von Digitaltechnologien stehen damit Prozesse der kulturellen Degeneration entgegen, die mitunter krank machen (Lin et al. 2016).

Die darauf reflektierenden Wissenschaften stehen vor der Herausforderung, diesen Entwicklungen nicht nur affirmativ mit Euphorie zu begegnen, sondern sie auch ergebnisoffen zu problematisieren, ohne dabei eigens in Hysterie zu verfallen. Historisch haben neue Medien stets zu heftigen, in Teilen dogmatischen Kontroversen geführt. So wetterte Platon bereits gegen die Schrift, weil sie das Erinnerungsvermögen verkümmern ließe. Solcher Widerstand deutet auf Macht und Ohnmacht (Foucault 2003, S. 96) – und das ist relevant. Denn technische Entwicklungen sind stets kontingent, also zu keiner Zeit notwendig, und müssen insofern erst noch machtvoll wie interessengeleitet hergestellt und etabliert werden. Die Verbreitung und Durchsetzung spezifischer Technologien ist dementsprechend keineswegs einfach nur „der Lauf der Dinge“ (auch dann nicht, wenn diese Durchsetzung singulär als „technischer Fortschritt“ oder „Innovativität“ gefeiert oder beschworen wird), sondern Ausdruck und Institutionalisierung von spezifischen und heute häufig marktförmigen Machtkonstellationen, die nach einer desto kritischeren Problematisierung und Selbstproblematisierung rufen. In besonderer Weise – aber gewiss nicht ausschließlich – sind daher die Wirtschaftswissenschaften aufgefordert, die organisierte Bereitstellung sowie den organisationalen Einsatz von digitalen Technologien kritischer und selbstkritischer als bislang in den Blick zu nehmen.

Das Aufkommen digitaler Transformationen kündigt entsprechend zu Beginn des 21. Jahrhunderts auf praktischer Ebene nicht nur die Möglichkeit einer neuen Hegemonie des Wirtschaftens an, die in Form von *business cycles* (Schumpeter 1923) das Feld neu absteckt. Analog zu den zurückliegenden wirtschaftlichen Brüchen und Revolutionen kurbelt sie zugleich „Grenzverschiebungen“ (Becker 2017, S. 465) zwischen Wirtschaft und Gesellschaft an, die auf theoretischer Ebene nach dahingehend reformulierten Wissenschaften von Wirtschaft und Gesellschaft rufen. Wenn Digitalisierung dabei das Rationalisierungsprojekt bleibt, als das sie sich gegenwärtig ankündigt, dann spricht vieles dafür, dass sie zum Steigbügelhal-

ter einer Wirtschaftswissenschaft wird, welche die Übergriffigkeit zeitgenössischen ökonomischen Denkens (zur Kritik ausführlich Hochmann 2018) nicht aufhebt, sondern zur vollen Konsequenz treibt.

2 Digitalisierung ist ein (auch) unternehmensstrategischer Gesellschaftsentwurf

Die bisherige wirtschaftswissenschaftliche Beschäftigung mit den digitalen Transformationen der Gegenwart setzt mehrheitlich am betrieblichen Technologieeinsatz an. Diese Studien, die zumeist Auftragsforschung von Stiftungen, Banken und Versicherungen sowie des Bundesverbandes bitkom sind, begreifen Digitalisierung demnach in erster Linie als ein prinzipiell isolierbares Auftauchen eines neuartigen Ensembles von Artefakten in der organisationalen Arbeits- und Prozessgestaltung (Robotik, Datenanalyse, Diensthandys, Microblogging, Social Media, Internetnutzung allgemein). Sie interessieren sich zumeist dafür, welche persönlichen, juristischen oder organisationalen Barrieren einen breiteren Einsatz hemmen, von dem weitere Effizienzgewinne erhofft werden. Diese Form der Adressierung ist aus mindestens zwei Richtungen überraschend naiv und unaufgeklärt.

- Sie setzt zunehmende Digitalisierung als Zwangsläufigkeit voraus, die entweder Risiko oder Chance darstellt, also ein widerspruchsfreies Urteil erlaubt. Damit sitzt sie nicht nur dem Irrtum geschichtsphilosophischer Eindeutigkeit auf, die Vielfalt gewaltvoll zerstört, sondern kann im strengen Sinne Digitalisierung gar nicht als einen gestaltbaren Prozess begreifen, weil ökonomische Akteure in reiner Nachinnengekehrtheit nur als Anpassungsoptimierende auf den Plan treten.
- Sie nimmt dabei nur das operative Management in den Blick und blendet die strategische Reichweite gänzlich aus, die in digitalisierten beziehungsweise sich digitalisierenden Gesellschaften als unternehmerische Möglichkeit sowie als Einsatzstelle gesellschaftlicher Verantwortung von Unternehmen (Corporate Social Responsibility) aufscheint. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass dieser neue Technikeinsatz häufig als „Digitalisierungsstrategie“ ausgewiesen wird.

Diese Thematisierung von „Digitalisierung“ ist in erster Linie Ausdruck einer tief sitzenden Hilflosigkeit betrieblicher wie unternehmerischer Praxis, die auch damit zu tun hat, dass wirtschaftswissenschaftliches Denken heute zunehmend weniger konkrete Arbeit am Zustand der Welt als abstrakte Arbeit am Stand der Literatur ist. Angesichts der durchaus elaborierten und empirischen Auseinandersetzungen mit „Mensch-Technik-Interaktionen“ oder „Mensch-Maschine-Beziehungen“, die insbesondere durch die interdisziplinären *science and technology studies* (überblicksartig Bijker 1987) vorangetrieben wurden, liegt der gesellschaftspolitische und forschungspraktische Zündstoff digitaler Transformationen, so meine These, entgegen der bisherigen Thematisierungen weniger in der operati-

ven Frage nach einem angemessenen Mitteleinsatz oder der oberflächlichen Frage danach, ob es sich um ein Risiko oder eine Chance handelt, sondern findet seine Bestimmtheit als Transformation in der strategischen Herausforderung des Entwurfs anderer gesellschaftlicher Zukünfte – inklusive der Frage danach, welche Rolle welche Technologien darin spielen.

Die kritische Pointe, dass Unternehmensstrategien „kulturelle Angebote an die Gesellschaft“ (Pfriem 2004) sind, kann im Lichte digitaler Transformationen also empirisch fundiert und praktisch in Anschlag gebracht werden als Einsatzstelle einer Problematisierung und Selbstproblematisierung, die letztlich nichts weniger sind als Ausdruck eines neuen Verhältnisses von Wirtschaft und Gesellschaft. Der gesellschaftspolitische Pluralismus, der damit angezeigt ist, braucht eine Wirtschaftswissenschaft, die dieser Repolitisierung des ökonomischen Geschehens nicht mit Gleichmut entgegentritt, sondern diese Entwürfe anderer Zukünfte auf ihre Substanz hin analysiert, problematisiert und bestenfalls Ratschläge und Hinweise für ihre Entwicklung gibt.

Das, was mit „Digitalisierung“ gemeint sein könnte, zielt insofern sowohl auf eine Transformation der Mittel, aber mehr noch auf eine Transformation des Zwecks oder gar des tiefer liegenden Sinns ökonomischer Betätigung, welche die neuen Mittel überhaupt erst auf den Plan rufen. Betriebswirtschaftlich ist Digitalisierung von daher zweifach bedeutsam. Sie ist Produkt und Produktion der Art, wie Unternehmen etwas tun, und sie ist Produkt und Produktion dessen, was Unternehmen tun.

3 Der Zugriff von Unternehmen auf Gesellschaft wird intensiver

Technologie getriebene Märkte sind spätestens mit der Frühindustrialisierung zum Normalfall geworden. In besonderer Weise war der Übergang vom 20. ins 21. Jahrhundert in den westlich-industrialisierten Ökonomien kulturgeschichtlich (also kontingenterweise) verbunden mit der Herausbildung und Etablierung von Digitaltechnologie getriebenen Marktarrangements, Geschäftsmodellen und darin verwickelten Unternehmensstrategien (Nefiodow 2006). Onlineversand, Netzwerke zu privaten oder beruflichen Zwecken, algorithmensbasierte Fertigungsweisen und personalisierte Produktplatzierungen sowie Onlineverwaltungen vielfältiger Couleur sind in überraschend kurzer Zeit zu einer alltäglichen Selbstverständlichkeit geworden. Die digitalen Transformationen der Gegenwart werfen damit nicht nur bislang unbeantwortete Fragen strategischer Unternehmenspolitik auf. In ihnen stellt sich auch eigens eine gänzlich neue Form des vernetzten Wirtschaftens und der strategischen Allianzen ins Werk.

Spätestens mit der Verbreitung des Smartphones und des damit verbundenen Triumphzuges von einschlägigen Social Media Diensten ist nicht länger übersehbar, wie fundamental sich neuartige Unternehmen mit neuartigen Strategien in nur einem Jahrzehnt in die praktischen Umstände des gesellschaftlichen Für-, Gegen-, Neben- und Miteinanders eingeschriebe-

nen haben. Diese Unternehmen neuen Typs, die mit neuen Formen des Wirtschaftens vor, während und nach der sogenannten *new economy* (Klodt 2003) als *early movers* zu beispielloser Marktmacht gelangt sind, sind nicht einfach nur Hightechkonzerne. Sie sind gesellschaftliche Akteure mit weitreichender Wirkungskraft in dem Sinne, als sie die prägenden gesellschaftlichen Narrative dieser Zeit bereitstellen und verwirklichen.

Technik existiert letztlich niemals kulturlos in einer vorpraktischen Dimension purer Technizität. Sie ist stets doppelt gesellschaftlich bedingt in dem Sinne, als sie einerseits kulturelle Hervorbringung ist, die andererseits erst im praktischen Vollzug ihre Bestimmtheit als Technik erfährt, also erst dann, wenn die Dinge als *doing Technik* angepackt werden (Wieser 2004). Das war durchaus auch vor den digitalen Spielarten der Fall. Die qualitativ neue Stufe, die digitale von analogen Technologien abhebt, liegt in dem reflexiven Moment, welches das Band zwischen Wirtschaft und Gesellschaft noch enger vernäht. Die unternehmensstrategischen Interventionen in bestehende gesellschaftliche Verhältnisse schreiben sich im Zeitalter digitaler Technologien nicht einfach nur in die alltäglichen Praktiken der Lebensführung ein und verbleiben dort. Sie steuern gewissermaßen durch die Alltagspraxis hindurch und wieder aus ihr heraus zurück in die Unternehmen, von denen sie ihren Ursprung nahmen.

Die sich erst zögerlich ankündigende Herausbildung kultureller Kompetenz im Umgang mit diesem neuartigen Verhältnis von Wirtschaft und Gesellschaft zeigt sich in „Algorithmenkulturen“ (Seyfert et al. 2017) an Praktiken zeitweisen Ausstiegs wie dem „Smartphone-Fasten“, der wachsenden Skepsis durch „Cyber-Mobbing“, aber auch der anhaltenden Überforderung im politischen Versuch, einen juristischen Datenschutz in einem rechtlich diffusen Raum zu schaffen. Dem zögerlichen Herausbilden kultureller Kompetenzen steht häufig kontaktlos eine unkritische Praxis gegenüber, in der sich zahlreiche Menschen selbst zunehmend das Menschsein absprechen und verlernen, selbst zu denken, sich ein eigenes Urteil zu bilden (zur Kritik schon früh Anders 1961). Wenn „smart“ gesteuerte Lebensverhältnisse entlang von Navigationsgeräten, Unterhaltungselektronik und Ernährungsapps den alleinigen Sieg davontragen, dann ist das stets auch eine neue Praxis, die alte Praxis verdrängt oder variiert. In der schieren Verdrängung, Variation oder Neuartigkeit liegt jedoch noch kein Problem, wohl aber in dem Moment, in dem die Stummheit und „Dummheit der Mechanik“ (Nietzsche 1900, S. 261) auf die Anwender/innen übergeht, die mit Gleichmut reagieren. An dieser Verdrümmung ändert auch noch so viel Rhetorik von mutmaßlich „smarter“ Technologie nichts.

Solange Digitaltechnologien den Widerspruch nicht anerkennen können – also mindestens solange Künstliche Intelligenz nicht ein- und mitfühlen kann (und selbst dann stellt sich noch immer die Frage, warum die Welt damit eine bessere wäre) – solange ist Vorsicht an all den Stellen geboten, an denen ein Eingriff in die Autonomie der Lebensführung zahlreicher Menschen mit dem Argument verteidigt wird, Algorithmen

wüssten besser, was es für ein gutes Leben braucht, das gelingen kann. Im emphatischen Sinne des Wortes lernen „lernende Algorithmen“ auch nicht. Sie werden konditioniert oder konditionieren sich eigens im Rahmen von Verhältnissen, die selbst nicht strittig und zur Disposition gestellt werden (können). Und gerade in der (Selbst-)Konditionierung als „Regime der Alternativlosigkeit“ (Becker 2017, S. 477) tritt das unmündige Moment als Dummheit, also als „Mangel an Urteilskraft“ (Kant 1868, S. 139), an den Stellen zutage, an denen die Frage nach den richtigen Dingen eben nicht aus dem Bestehenden oder allgemeinen Grundsätzen eindeutig und widerspruchsfrei abgeleitet werden kann, sondern eine „Frage der Ehre“ (Apthiah 2011) ist.

Das unternehmensstrategische Entwerfen des Gesellschaftlichen erfährt damit unter der Chiffre „Digitalisierung“ eine ganz neue Tragweite. Wenn zunehmend Menschen durch Plattformökonomien als „unternehmerisches Selbst“ (Bröckling 2007) zu quasi privaten Handwerker/innen, Taxifahrer/innen oder Hoteliers werden, dann sind das nicht einfach nur neue empirische Phänomene, die mit den tradierten ökonomischen Bordmitteln zu traktieren wären. Im Gegenteil liegt gerade darin die Gefahr, nämlich in einer durch den technischen oder technisierten Gegenstand aufgedrängten dogmenhistorischen Rückwärtsbewegung zu einer naturalistisch-mechanistischen Sozialforschung, wie sie gegenwärtig auch als Verhaltensökonomik fröhliche Urstände feiert.

Die zu vermeidende Gefahr ist ontologischer Provenienz und reflektiert sich in der Mathematikförmigkeit von digitalisierten Wirtschaftsformen, die dem äußeren Anschein nach Eindeutigkeit mit sich bringen und der widerspruchsvollen Wirklichkeit damit zwangsläufig übergriffig entgegenstehen, letztlich ihr die eigene Ratio gewaltvoll aufdrängen – also schlicht und ergreifend darin, dass Algorithmen beginnen, über unser Leben zu bestimmen. Tayloristische Arbeitsbedingungen im Onlineversand sowie in Plattformökonomien allgemein sind von daher kein Zufall, jedoch auch im deutlichen Sinne des Wortes keine Notwendigkeit. Sie sind das Ergebnis der Taten Tätiger – und brauchen insofern das Politische als Modus einer Verständigung der Interessenkonflikte, die damit unabwendbar einhergehen. Kaum etwas wäre daher so falsch, wie solche empirischen Phänomene im Zeitalter digitaler Transformationen zum Anlass zu nehmen, das „Scientific Management“ (Taylor 1911) wieder aus der Versenkung zu holen und erneut mit Sinn zu belegen.

4 Nachhaltige Digitalisierung erfordert eine Entsingularisierung

Dass seit Kant (1784) zwar allenthalben von „Aufklärung“ gesprochen und an Vernunft und Einsicht appelliert wird, es heute um die Mündigkeit der allermeisten Menschen jedoch keineswegs so gut bestellt ist, ist vermutlich dadurch zu erklären, „daß sie Aufklärung blieb“ (Pfriem 1983, S. 189) – also nicht in eine neue, aufgeklärtere Praxis einmündete. Das un-

ternehmenspolitische Entwerfen anderer gesellschaftlicher Zukünfte, das als digitale Transformationen der Gegenwart an die kulturelle Substanz geht, braucht gleichsam keinen verkopften Universalkonsens, in dem sich alle Ambivalenzen auflösen lassen, sondern Kultivierung in tätiger Praxis sowie die unbedingte Anerkennung, dass es Kern von Widersprüchen ist, nicht auf einen gemeinsamen Nenner zu kommen. Statt die entpolitiserende Orientierung am universalgeschichtlichen Konsens weiter zu befördern, ist auf eine Pluralisierung als freiheitliche Bewegung hinzuwirken, deren Krux in der Herausbildung eines Umgangs mit der Vielfalt der Verschiedenen liegt (weiterführend Mouffe 2014). Daraus resultiert das unternehmenspraktische wie theoretische Erfordernis, hinreichend konkret den wirklichen Phänomenen auf der Spur zu sein und sie in ihrer jeweiligen Tragweite zu unterscheiden.

In den mit den digitalen Technologien verbundenen Diskursen und Praxisfeldern pendelt die Stimmung heute zwischen der optimistischen Euphorie eines „fully automated luxury communism“ (Bastani 2019) und der pessimistischen Endzeitstimmung jener ganz und gar aufgeklärten Welt, die im „Zeichen triumphalen Unheils“ (Horkheimer et al. 1969, S. 7) strahlt. An dieser Widersprüchlichkeit ist anzusetzen. Denn sie zeigt an, dass wir schon heute in Verhältnisse geraten sind, in denen wir uns nicht oder noch nicht sicher zu bewegen wissen. So können etwa durch algorithmenbasierte Entscheidungsfindungen einerseits Datenmengen in bislang ungeahntem Ausmaß verarbeitet werden. Andererseits geht mit den dafür nötigen „deep learning“-Mechanismen ein Kontroll- und Mündigkeitsverlust einher, dessen Folgen bislang noch nicht abgeschätzt werden können. Wir müssen – solange es uns überhaupt noch möglich ist – darüber streiten lernen, bis zu welchem Punkt wir das zu akzeptieren bereit sind. Wenn Algorithmen darüber bestimmen, was als Werbung wann, wo, wie und warum eingeblendet wird, dann ist das gewiss prinzipiell weniger bedrohlich als die demokratiegefährdende Gegenwartspraxis der Manipulation von politischem Wahlverhalten.

Die Frage nach dem Beitrag von „Digitalisierung“ für eine nachhaltige Entwicklung, der sich gegenwärtig auch der WBGU (2018) widmet, kann nur dann zufriedenstellend beantwortet werden, wenn das Widersprüchliche differenziert wird. Dabei geht es nicht allein um die häufig hohe Energieintensität digitaler Technologien, die jegliche Visionen einer Aufhebung der stofflichen Dimensionen wirtschaftlicher Betätigung entlang von Reboundeffekten nahezu ins Gegenteil verkehrt. Beherrschbarkeit und Machbarkeitsphantasien, die kulturgeschichtlich mit der Entwicklung neuer Techniken und Technologien stets eng verbunden gewesen sind, scheinen im Kontext digitaler Transformationen ein Eigenleben zu entwickeln, das sich durch digitaltechnologisch ermöglichte Verfahren der synthetischen Biologie (Venter 2014) zu einem „Techno-Unsterblichkeitswahn“ (Gray 2012, S. 218) entwickelt hat.

Die Bereitschaft und das Ausmaß an Selbstverdinglichung sind entlang von Praktiken der Selbstdiagnostik und Selbststop-

timierung, wie beispielsweise das im Sport weitverbreitete Self-tracking, zu einer alltäglichen Selbstverständlichkeit geworden. Den eigenen Körper als Entwicklungsprojekt zu betrachten, der durch dokumentierten Herzschlag, Atemfrequenz, Blutdruck und zurückgelegte Kilometer sowie verbrauchte und zu sich genommene Kalorien in ein mutmaßliches Optimum gerückt werden soll, öffnet den Blick dafür, dass das Verhältnis von Digitalisierung und Nachhaltigkeit ebenfalls nicht zufriedenstellend durch die Frage nach dem Wie, sondern in erster Linie als Beantwortung der Frage nach dem Was zu klären ist. Die inhaltliche Substanz dieser Frage ist keineswegs eine von Beglückung oder Befindlichkeit, sondern streicht die Notwendigkeit einer hinreichend offen und kritisch geführten gesellschaftspolitischen Debatte darüber hervor, in welcher Welt wir überhaupt leben wollen. Vieles spricht dafür, dass diese Frage nicht mit einem Singular wird beantwortet werden können.

Es geht also keineswegs nur (aber auch) um Energieeffizienz. Weit fundamentaler verändert Digitalisierung auch die gesellschaftlichen Natur- und Weltverhältnisse selbst. Gefahr droht, wenn Natur „im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit“ (Böhme 1992) nicht nur durch Technik begreifbar und erfahrbar wird, sondern sie selbst zu einem Werk der Technik erstarrt und verfügbar gemacht wird, begradigt, trivialisiert, penetriert und bis zur Leblosigkeit abgetötet wird. Es ist eine Sache, die zu sich genommenen Kalorien im Blick zu haben, die Ernährung jedoch an Kennzahlen auszurichten, ist eine andere.

Das Abrichten, Aufrichten und Zurichten durch und von digitalen Technologien braucht einen differenzierten Blick auf die jeweiligen Vollzugswirklichkeiten, statt im Vorfeld dogmatisch bereits eine Vorverurteilung anzubieten. Eine kritische Theorie digitaler Transformationen empfiehlt sich von daher durch ihre Bescheidenheit. Weder feiert noch verteufelt sie nur, sondern interessiert sich dafür, welche Digitalisierung wir inwiefern wollen (können) – und welche nicht.

5 Digitalisierte Gesellschaften brauchen eine neue Wirtschaftswissenschaft

Digitalisierung ist also nicht gleich Digitalisierung. Die mit den Debatten um Digitalisierung verbundenen heterogenen Zukunftsentwürfe können als dreifache Bewegung den wirtschaftswissenschaftlichen Blick öffnen für die (1) Offenheit gesellschaftlicher Entwicklung und damit (2) für die Notwendigkeit, diese historischen Prozesse erst noch unternehmerisch anzugehen, sowie (3) für die tragende Rolle, die Unternehmen dabei zukommt, jene gesellschaftlichen Verhältnisse umzuwälzen, aus denen sie selbst entsprungen sind. Digitalisierung wird damit zu einem gesellschaftspolitischen Anlass, die Rückgewinnung wirtschaftswissenschaftlicher Kritikfähigkeit voranzutreiben, statt entlang neuer empirischer Phänomene neue Subdisziplinen wie *computational* oder *digital economics and management* oder dergleichen auszuruhen.

In diesen Zusammenhang gehört die wichtige Einsicht von Cornelius Castoriadis (1990, S. 592–595), dass es Wirtschaft

gar nicht gibt. Es gibt ontisch kein Ding und keine Sache namens „Wirtschaft“, sondern nur kulturelle Praktiken, die aus der Warte spezifisch institutionalisierter Bedeutungen und Begriffe als Wirtschaft reflektiert und behandelt werden und sich auf diesem Wege performativ bewahren. Digitalisierung ist demnach auch eine Chiffre dafür, welche Praktiken dabei zukünftig in den Blick geraten. Denn auch Digitalisierung ist kein singuläres, ontisches Ding, sondern ein heterogenes Feld an möglichen Praktiken. Die Herausforderung für nachhaltige digitale Transformationen liegt mithin in der praktischen Anerkennung dieser Kontingenzen. Erst dann, wenn sie nicht in einer universalgeschichtlichen Totalität einmündet, sondern den Blick freiräumt für einen gesellschaftspolitischen Pluralismus, der zahllose Varianten beinhaltet und verständigt, können wir Unternehmen als die gesellschaftlichen (und damit zwangsläufig politischen) Akteure thematisieren, die sie von der Sache her heute tieferschürfender denn je sind.

Was auf praktischer Ebene auf die Institutionalisierung von strategischem Management als Praktiken der Selbstproblematisierung hinausläuft, ruft auf theoretischer Ebene für uns Ökonom/innen nach einer Reformulierung der akademischen Wirtschaftswissenschaften. Mehr denn je wird durch die digitalen Transformationen der Gegenwart deutlich, dass der Weg in eine neue Gesellschaft (welche?) über eine neue Wirtschaft (welche?) und eine neue Wirtschaftswissenschaft (welche?) führt.

Wirtschafts- und damit in einem ersten Schritt unternehmenstheoretisch ist das in doppelter Hinsicht bedeutsam. Erstens klärt es, dass Wirtschaft rettungslos kulturelle Praxis ist, Wirtschaftstheorie also kulturalistisch als gesellschaftsbezogene Unternehmenstheorie zu konzipieren ist (Pfriem 2015). Zweitens wird unübersehbar, dass Wirtschaftswissenschaft absichtsvoll oder beiläufig in diese ökonomische Praxis hineinwirkt und von daher verantwortungsvoll nur als „transformative Wirtschaftswissenschaft im Kontext nachhaltiger Entwicklung“ (Schneidewind et al. 2016) betrieben werden kann.

Literatur

- Anders, G. (1961): Die Antiquiertheit des Menschen. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. München: C. H. Beck.
- Appiah, K. A. (2011): Eine Frage der Ehre. Oder: Wie es zu moralischen Revolutionen kommt. München: C. H. Beck.
- Bastani, A. (2019): Fully Automated Luxury Communism. A Manifesto. London: Verso (im Erscheinen).
- Becker, L. (2017): Transformation, Kultur und das Digitale. In: Pfriem, R./ Schneidewind, Uwe/Barth, Jonathan/Graupe, Silia/Korbun, Thomas (Hrsg.): Transformative Wirtschaftswissenschaften im Kontext nachhaltiger Entwicklung. Marburg: metropolis, 461–485.
- Bijker, W. (Hrsg.) (1987): The social construction of technological systems. Cambridge MIT Press.
- Böhme, G. (1992): Natürlich Natur. Über Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Bröckling, U. (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Castoriadis, C. (1990): Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie. Frankfurt am Main, Suhrkamp.

- Foucault, M. (2003): Der Wille zum Wissen. 14. Aufl. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Gray, J. (2012): Wir werden sein wie Gott. Die Wissenschaft und die bizarre Suche nach Unsterblichkeit. Stuttgart, Klett-Cotta.
- Hochmann, L. (2018): Vom Nutzen und Nachteil der Ökonomik für das Leben. Bielefeld, transcript.
- Horkheimer, M./Adorno, T. W. (1969): Dialektik der Aufklärung. Frankfurt am Main, Fischer.
- Kant, I. (1784): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Berlinische Monatsschrift 4/12: 481–494.
- Kant, I. (1868): Kritik der reinen Vernunft. Hg. v. Gustav Hartenstein. Leipzig, Leopold Voss.
- Klodt, H. (2003): Die neue Ökonomie. Erscheinungsformen, Ursachen und Auswirkungen; eine Heinz-Nixdorf-Studie. Berlin, Springer.
- Lin, L. Y. et al. (2016): Association between Social Media Use and Depression among U. S. Young Adults. In: Depression and anxiety 33/4: 323–331.
- Mouffe, C. (2014): Agonistik. Die Welt politisch denken. Berlin, Suhrkamp.
- Nefiodow, L. A. (2006): Der sechste Kondratieff. Wege zur Produktivität und Vollbeschäftigung im Zeitalter der Information. Sankt Augustin, Rhein-Sieg.
- Neugebauer, R. (Hrsg.) (2018): Digitalisierung. Schlüsseltechnologien für Wirtschaft und Gesellschaft. Berlin, Springer.
- Nietzsche, F. (1900): Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister, 2. Auflage. Leipzig, C. G. Naumann.
- Pfriem, R. (1983): Betriebswirtschaftslehre in sozialer und ökologischer Dimension. Frankfurt/Main, New York, Campus.
- Pfriem, R. (2004): Unternehmensstrategien sind kulturelle Angebote an die Gesellschaft. In: FUGO (Hrsg.): Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Theorie der Unternehmung. Marburg: metropolis, 375–404.
- Pfriem, R. (2015): Kulturalistische Unternehmensethik. In: D. van Aaken und P. Schreck (Hrsg.): Theorien der Wirtschafts- und Unternehmensethik. Berlin: Suhrkamp, 187–208.
- Schneidewind, U. et al. (2016): Transformative Wirtschaftswissenschaft im Kontext nachhaltiger Entwicklung. In: Ökologisches Wirtschaften 31 (1), 30–34.
- Schumpeter, J. A. (1923): Business Cycles. A Theoretical, Historical, and Statistical Analysis of the Capitalist Process. New York, McGraw-Hill.
- Seyfert, R.; Roberge, J. (Hrsg.) (2017): Algorithmenkulturen. Über die rechnerische Konstruktion der Wirklichkeit. Bielefeld, transcript.
- Stalder, F. (2016): Kultur der Digitalität. Berlin, Suhrkamp.
- Taylor, F. W. (1911): The Principles of Scientific Management. New York, Harper & Brothers.
- Venter, J. C. (2014): Leben aus dem Labor. Die neue Welt der synthetischen Biologie. Frankfurt am Main, Fischer.
- WBGU (2018): Digitalisierung. Worüber wir jetzt reden müssen. Berlin, Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen.
- Wieser, M. (2004): Inmitten der Dinge. Zum Verhältnis von sozialen Praktiken und Artefakten. In: Hörning, K./Reuter, J. (Hrsg.): Doing Culture. Bielefeld: transcript, 92–107.

AUTOR + KONTAKT

Dr. Lars Hochmann ist Postdoc am Institut für Soziologie und Kulturorganisation der Leuphana Universität Lüneburg. Er forscht und lehrt zu Politischer Theorie der Unternehmung, ökonomischen Natur- und Weltverhältnissen, Nachhaltigkeitsökonomik sowie Digitalität und Algorithmisierung.

Leuphana Universität Lüneburg, Universitätsallee 1,
21335 Lüneburg. Tel.: +49 176 65685266,
E-Mail: lars.hochmann@leuphana.de

